

Unabhängigkeit ist eine sehr wichtige Angelegenheit, aber das moralische Bild unserer nächsten Generation ist noch viel wichtiger.“

10.14) Die Affäre Finaly

Der Fall der jüdischen Waisenkinder *Gérald* und *Robert Finaly* hat Weltaufsehen erregt, die französische Presse wochenlang beschäftigt, nicht zuletzt die jüdische Welt in Sorge versetzt, und enthält, worauf die Frankfurter Hefte hingewiesen haben (s. u. S. 58.) ein grundsätzliches Problem. Das Wiener Arzt-Ehepaar Dr. Finaly floh während des zweiten Weltkrieges nach Grenoble, und dort kam 1941 Robert, 1942 Gérald zur Welt. Die Eltern wurden am 14. 2. 1944 verhaftet, nach Auschwitz deportiert und sind nicht wiedergekommen. Die zwei Kinder wurden zusammen mit zehn anderen jüdischen Kindern von einer Fürsorgerin, Mlle. Antoinette Brun, verborgen und versorgt. Nach der Befreiung holten Verwandte neun der Kinder ab, eines adoptierte Mlle. Brun rechtmäßig, und als vorläufigen Vormund bestimmte Ende 1948 das Gericht für die beiden Finalykinder Mlle. Brun. Diese beantragte daraufhin für die Kinder die französische Staatsangehörigkeit und ließ sie katholisch taufen. Es hatten sich schon 1945 Verwandte der Kinder Finaly gemeldet und 1949 forderte eine Tante der Kinder, Frau Rosner, in Israel, deren Herausgabe. Im Sommer 1952 entschied das Gericht zugunsten der Tante, doch inzwischen waren die Kinder verschwunden und unter falschem Namen von Internat zu Internat und über Bayonne nach Spanien gebracht worden. Schließlich entdeckte man am 1. 2. 1953 die beiden Knaben in einem katholischen Heim in Bayonne, aber sie wurden wieder entführt, bis sie nach einer Abwesenheit von 4½ Monaten, am 27. Juni auf Grund der ständigen Bemühungen des Erzbischofs von Lyon, Kardinals Gerlier, und entsprechend einer Abmachung, die am 6. März 1953 zwischen dem Vertreter des Kardinals, der Familie Rosner-Finaly und dem französischen Großrabbinat getroffen worden war, nach Frankreich zurückkehrten und am 26. Juli 1953 bei ihrer Tante in Israel ankamen.

In einer ausführlichen Darlegung schreibt die „Herder-Korrespondenz“ (Heft 11, August 1953, S. 497), daß „durch die ungewöhnliche Verzögerung, mit der die Rückkehr der Kinder verbunden war, vor allem die jüdischen Vertragspartner auf eine harte Probe gestellt wurden“, und daß am 5. Juni das Großrabbinat von Frankreich ein Kommuniqué mit heftigen Vorwürfen gegen die katholische Presse Frankreichs erhoben habe. Das „Israelitische Wochenblatt der Schweiz“ berichtet vom 3. 7. 1953 von einer Erklärung an die Presse, in der der französische Großrabbiner *Kaplan* nach der Rückkehr der Kinder Finaly nach Frankreich seine Befriedigung über die Lösung der Affäre aussprach und „daß die Beziehungen zwischen Kirche und Judentum nun wieder ungetrübt seien“. Auch das Finaly-Komitee und ebenso der Direktor des Jüdischen Weltkongresses in London, A. L. Eastermann, drückten ihre Befriedigung aus, wenn auch, wie die *World Jewish Affairs* vom 1. 7. 1953 sagt, es einige Zeit brauchen wird, bis sich die erregten Gemüter beruhigt haben werden.

In einem am 6. März 1953 in der deutschsprachigen Zeitung „Jedioth Chadaschoth“, die in Jerusalem erscheint, mit „Wettstreit der Liebe“ überschriebenen Artikel stand: „In dem berechtigten Kampf um unsere Kinder dürfen wir ferner nicht vergessen, daß es ein Wettstreit der Liebe ist, der hier ausgefochten wird... Über allem dürfen wir nicht vergessen, daß jüdische Kinder in der Zeit der Nazibarbarei durch wirklich christliche Caritas gerettet wurden...“ Der in Köln erscheinende Israel-Informations-Dienst vom 10. 7. 1953 gibt folgenden „Epilog zur Finaly-Affäre“ wieder:

„Jerusalem Post“, unabhängige Tageszeitung, 29. Juni 1953: „Die Rückkehr Robert und Gérald Finalys nach Frankreich

und ihre erhoffte Übergabe an ihre Verwandten in Israel, wird von Juden und Nichtjuden überall begrüßt werden. Weitere Ratschläge haben schließlich in jenem Teil des französischen und spanischen Klerus das Übergewicht bekommen, die an der illegalen Tausch der Kinder und ihrer späteren Verschleppung Anteil genommen hatten. Die Rückkehr kam über ausdrückliche Anordnungen der höheren kirchlichen Behörden zustande.

Sie spiegelt, so scheint es, die in den vergangenen Monaten innerhalb der französischen Katholiken gewachsene Überzeugung wider, daß diejenigen, die die Kinder nach Spanien verschwinden ließen, nicht nur bestimmte Staatsgesetze verletzt, sondern auch vom Gesichtspunkt des kanonischen Rechtes geirrt hatten. *Pater Démann*, ein französischer Geistlicher, schrieb einige Tage vor der Rückkehr der Kinder, daß diejenigen seiner Religionsgenossen, die über die Undankbarkeit der Juden klagten, („Wir haben die Kinder gerettet und nun verlangen sie sie zurück“), nicht im Geiste des Christentums handelten. Seit wann, fragte er, ist christliche Nächstenliebe eine kommerzielle Tugend, ein Tauschgeschäft geworden? (Anm. der Red.: s. *Cahiers Sioniens* s. u. S. 58.)

Die Juden in aller Welt, die voll Sorge die Finaly-Affäre verfolgten, werden gewiß selbst nach all dem was sich ereignete, nicht undankbar zu Mlle. Brun sein. Sie wissen, daß keine „Finaly-Affäre“ entstanden wäre, wenn sie nicht die Kinder während des Krieges gerettet hätte. Und sie wissen auch, daß manche von jenen, die die jüdische Forderung in diesem Streit unterstützten, dies aus abliegenden Gründen taten und auf diesem Wege alte Rechnung zu begleichen versuchten. Die Rückkehr der Finaly-Kinder kann mit Recht als ein Triumph der Gerechtigkeit betrachtet werden.“ — Der „erzielte Kompromiß ist zu begrüßen“ — nach Ansicht des in Tel Aviv erscheinenden Mitteilungsblattes der Europäischen Einwanderer vom 3. 7. 1953 — „vor allem um der beiden Kinder willen, um deren persönliches Wohlergehen es hierbei in erster Linie gehen sollte, aber auch im Hinblick auf die Beziehungen des Judentums zur katholischen Kirche...“.

„Le Monde“ hat vom 2. Juli 1953 eine Erklärung der *L'Amitié judéo-chrétienne*, der französischen jüdisch-christlichen Freundschaftsarbeit, veröffentlicht: „Die Vereinigung für christlich-jüdische Freundschaft ist zutiefst erfreut über den glücklichen Ausgang, den die Affäre Finaly dank der gerechten Entscheidung der französischen Justiz genommen hat. Sie möchte den hohen religiösen Stellen, die durch ihre Weisheit und den Geist gegenseitigen Verstehens es zu einer der Freiheit des Gewissens respektierenden Übereinkunft haben kommen lassen, ihre ehrerbietige Huldigung aussprechen.

Sie beglückwünscht alle diejenigen, die durch ihre aktive Mitarbeit und Loyalität zu diesem Werk der Befriedung und der Versöhnung beigetragen haben.

Sie dankt allen Juden und allen Christen, die — statt diese Affäre zur Wiedererweckung antiklerikaler oder antisemitischer Gefühle zu mißbrauchen —, ihre Kräfte bis aufs äußerste eingesetzt haben, oft verdienstlich und mutig, auf daß die Freundschaft zwischen Juden und Christen, der diese Krise hätte unheilvoll werden können, gestärkt und neu aus ihr hervorgehen kann.

Die Vereinigung für jüdisch-christliche Freundschaftsarbeit hofft, daß diese schmerzhafteste Prüfung ein Meilenstein in den Beziehungen zwischen Juden und Christen werden möge, und daß Juden und Christen dadurch angespornt, mehr und mehr sich die gegenseitige Achtung bezeugen, die jedem aufrichtigen Glauben zukommt.“

Nach Abschluß einer Zusammenkunft, die Anfang Juli 1953 stattfand, hat der Rechtsausschuß der Familie Finaly einen Bericht veröffentlicht, in dem „er seine Freude über die Rückkehr der Kinder ausspricht“. — Weiterhin lautet der Text: „Der Ausschuß betrachtet sich von dem Moment an

als aufgelöst, in dem er sich vergewissert hat, daß der festgelegte Beschluß durchgeführt wird: nämlich der Urteilspruch vom 11. Juni 1952, nachdem die beiden Kinder ganz in die freie Obhut des Ehepaars Rosner gegeben werden, das die Kinder in seiner Familie in Gadera aufnehmen und erziehen soll."

*

Das „Israelitische Wochenblatt der Schweiz“ veröffentlicht vom 10./17. Juli 1953 den folgenden Beitrag:

„Une affaire Finaly à rebours“

Vor einiger Zeit schrieb ein jüdischer Arzt aus Jerusalem dem „Figaro“ (Paris) im Zusammenhang mit der Finaly-Affäre einen Brief, in dem er darauf hinwies, daß es während der Nazi-Zeit auch Katholiken gab — die im Gegensatz zu Mlle. Brun und den baskischen Priestern — jüdische Kinder vor der Deportierung retteten und sie bis zur Befreiung versteckt hielten, ohne je daran zu denken, sie zu taufen oder sie gar den Verwandten vorzuentshalten; er erwähnte den besondern Fall jüdischer Kinder, die von einem belgischen Geistlichen bis zum Kriegsende in Obhut genommen worden waren. Das Pariser Wochenblatt „Samedi-Soir“ ist nun der Geschichte dieser Kinder und ihres Beschützers nachgegangen und berichtet darüber in seiner Nummer vom 16. Juni in einer ausführlichen und ergreifenden Reportage unter dem Titel „Une affaire Finaly à rebours“ (Eine Finaly-Affäre im umgekehrten Sinne):

„Als das Ehepaar Rutenberg, das mit seinen vier Kindern, von denen das jüngste 1940, als die Deutschen Belgien überannten, geboren wurde, auf seiner Flucht aus Deutschland beim Pfarrer eines Dorfes Zuflucht gefunden hatte, 1941 deportiert wurde, blieben die Kinder allein zurück; die beiden Töchter des Ehepaares, die damals erst ein Jahr alte Souja und die zwölf Jahre alte Regina, wurden dann vom alten Vater des Pfarrers aufgenommen, während die beiden acht und zwölf Jahre alten Söhne Siegmund und Wolfgang beim Bruder des vorerwähnten Pfarrers, dem Abbé von Gotem, Joseph Célis versteckt wurden.

Célis ließ die Kinder zwar stets mit zur Messe in die Kirche gehen, sie aber täglich aus der Thora, die sie mitgebracht hatten, bedeckten Hauptes beten, las mit ihnen die Bibel und suchte ihre Fragen zu beantworten, ohne im mindesten ihre religiösen Empfindungen zu verletzen oder irgendwelchen Druck auf sie auszuüben; er ging auch auf keinerlei Diskussionen über Christus mit ihnen ein, selbst als sie einmal deswegen miteinander stritten. Während acht Tagen versteckte der Geistliche vor ihren Augen auch zwei jüdische Flüchtlinge bei sich, die an seine Tür gepocht hatten. Als die Ortschaft 1945, einen Monat vor der Befreiung, mit in den Strudel der letzten Kriegseignisse gezogen wurde und der Priester flüchten mußte, wurden die beiden Kinder in einem nahen Jägerhäuschen verborgen gehalten und hier von der Haushälterin des Pfarrers weiter betreut. Bald sollten die vier Kinder, von denen die älteste Schwester 1943 nach Auschwitz deportiert worden und die jüngste bei einer Familie untergebracht war, wieder vereinigt sein, indem Regina wie durch ein Wunder aus Auschwitz zurückkehrte. Célis verhalf ihnen allen nun zur Auswanderung nach Israel, wo sie heute leben, die Brüder im Kibbuz Ramat-Hascharon, die Schwestern in Tel Aviv. Abbé Célis durfte 1950 mit seiner Haushälterin nach Israel fliegen, wohin er von einer mit den Rutenbergs befreundeten Ingenieurfamilie anlässlich der Hochzeit des einen Rutenberg zu einem zweimonatigen Aufenthalt eingeladen wurde.

Niemand in Israel, so schreibt der „Samedi-Soir“, vergißt den braven Abbé Célis, der inzwischen verstorben ist, seine Haushälterin Maria Tabruny wie die Leute von Gotem, und der Briefwechsel zwischen Israel und Gotem hält noch heute an. „Hätten Sie die Kinder taufen lassen, wenn sie es gewollt hätten?“ hatte der Reporter den Pfarrer seinerzeit noch

gefragt, und dieser antwortete: „Nein“, ohne Zustimmung der Eltern hätte er keine Taufe vorgenommen und ohne sie auf keinen Fall vor ihrer Mündigkeit.“ — So kann man in Abwandlung eines geflügelten Wortes sagen: Es gibt noch Geistliche in Europa!“

10/15) Irrtümer und Tatsachen über Israel

Mit freundlicher Erlaubnis der Briefschreiber veröffentlichen wir zwei uns zugegangene Briefe, von Dr. Eva Felner und Prof. Dr. Huzo Bergmann, die weitverbreitete irrtümliche Vorstellungen über Israel richtigstellen.

Liebes Fräulein Dr. Luckner!

z. Zt. Köln, 15. 1. 54

Vor einigen Tagen fiel mir das Buch „Aliyah — Eine Reise durch Israel“ von Stephen Spender (Übersetzung des englischen Originaltextes ins Deutsche von Fulvie von Hahn) in die Hände. Soweit ich informiert bin, ist es das erste Buch über Israel, das in Deutschland erscheint. Zum ersten Male werden sich weite deutsche Leserkreise über das Leben und Treiben der Juden in Israel informieren können. „Aliyah“ scheint auf den ersten Blick ein gutes Buch zu sein. Es ist ehrlich, hervorragend geschrieben, klug, und immer spannend. Und ich würde die deutsche Ausgabe sehr begrüßen, wenn es nicht eben das erste Buch in deutscher Sprache über Israel wäre. (Bisher sind nur einige Broschüren erschienen. Die Red.) Da es das aber ist, und der deutsche Leser demnach nicht die geringste Vergleichsmöglichkeit hat, — nirgend anders seine Informationen über Israel beziehen kann, — können die Mängel und Fehler, die es aufweist, leicht zu gefährlich falschen Interpretationen führen. Der Verfasser war offenbar nur kurze Zeit in Israel, und da er sein Augenmerk besonders auf die Kindererziehung richtete, sind ihm begreiflicherweise, zumal in bezug auf die übrigen Gegebenheiten und Probleme, Irrtümer unterlaufen.

Das Buch krankt an sachlichen Fehlern, unberechtigten Verallgemeinerungen, irreführenden Ausdeutungen und, — wenn ich offen sein soll, — auch an herablassender Gönnerhaftigkeit. Ich will mich nur auf einige Beispiele beschränken: Auf Seite 27 schreibt Herr Spender, daß die jüdischen Orientalen, „ihre Rationen verschachern“, weil diese besser sind, als das Essen, das sie in ihren Herkunftsländern gewohnt sind. Dies stimmt nicht. Die Orientalen verschachern gewisse Nahrungsmittel, weil sie sie nicht kennen und sich weigern, sie zu essen. Der Verkauf entspringt also nicht dem Überfluß (— den es in Israel leider nicht gibt —) oder der Sucht zu „schachern“, sondern der orientalische Mensch kennt gewisse Nahrungsmittel nicht und weiß sie daher nicht zu verwerten. Daher ist es begreiflich, daß viele diese für sie unnützen Dinge verkaufen. Andere (z. B. Kurden) hingehen werfen sie einfach weg! Die Regierung von Israel versucht diesem Mißstand durch Umerziehung, und auch durch ein Eingehen auf die orientalischen Besonderheiten, abzuwehren. — Ebenso wenig stimmt auch die Behauptung des Verfassers (auf Seite 11): „Die Bevölkerung von Tel Aviv ist vorwiegend orientalistisch“, ist doch gerade Tel Aviv eine Stadt mit weit-überwiegender westlicher Bevölkerung. Auf Seite 65 will der Verfasser den Spitznamen „Sabre“ der gebürtigen Israelis erklären, indem er sagt: „Ist man in Israel geboren, tritt man damit in einen etwas fragwürdigen Zustand des Gesegnetseins und heißt ‚Sabre‘; das ist der Name einer Kaktuspflanze, die stachelige Früchte trägt; sie sind kaum essbar, das Innere ist weich und schmeckt nach Traubenzucker.“ — In Israel geboren zu sein, ist für die Israelis gar keine fragwürdige Angelegenheit. Es ist, im Gegenteil, ein großer Stolz. Denn „Sabre“ bedeutet wohl Kaktusfrucht. — aber diese Kaktusfrucht ist zwar außen stachelig, aber innen weich, süß und äußerst schmackhaft! (nicht kaum essbar!). So — sagt der Volksmund — sei der junge Israeli.